

Michael Maar
HEXENGEWISPER
Warum Märchen unsterblich sind

BERENBERG

I. Märchen als Meteoriten

Einer der größten Romane des zwanzigsten Jahrhunderts birgt in seiner Mitte ein Geheimnis. Hans Castorp, Sanatoriumsbesucher in Davos, unternimmt einen Ausflug ins Gebirge und wird von einem Schneesturm überrascht. Dem Erfrierungstod nahe, hat er eine lange traumartige Vision. Diese Vision mündet in eine blutrünstige Szene, aus der er schauernd hochschrickt, um glücklich seinen Weg zurück ins Sanatorium zu finden. Zwei graue Weiber sind es, die er in seinem Alptraum sieht, zwei Hexen, genauer gesagt, die in einem Tempel zwischen flackernden Feuerpfannen hantieren, und zwar aufs gräßlichste.

Über einem Becken zerrissen sie ein kleines Kind, zerrissen es in wilder Stille mit den Händen – Hans Castorp sah zartes blondes Haar mit Blut verschmiert – und verschlangen die Stücke, daß die spröden Knöchlein ihnen im Maule knackten und das Blut von ihren wüsten Lippen troff. Grausende Eiseskälte hielt Hans Castorp in Bann. Er wollte die Hände vor die Augen schlagen und konnte nicht. Er wollte fliehen und konnte nicht. Da hatten sie ihn schon gesehen bei ihrem greulichen Geschäft, sie schüttelten die blutigen Fäuste nach ihm und schimpften stimmlos, aber mit letzter Gemeinheit, unflätig, und zwar im Volksdialekt von Hans Castorps Heimat.

Träume rufen nach Entschlüsselung, jedenfalls wenn sie symbolträchtig in der Mitte großer Romane auftauchen. Mit der Entschlüsselung

des berühmten Schneetraums im *Zauberberg* tut man sich bis heute schwer. Der Schauplatz ist ein griechischer Tempel. Es steht eine Doppelstatue von Mutter und Tochter davor, in denen man die Muttergöttin Demeter und ihre Tochter Persephone erkennen kann. Das ist der mythologische Hintergrund, man kann auch sagen: die mythologische Staffage. Hinter ihr, im Innern des Tempels, wird Hans Castorp Zeuge eines schaurigen Geschäfts: die Hexen zerreißen ein kleines Kind.

Ist das nun immer noch griechische Mythologie, oder speist sich die Szene eher aus der Erinnerung an etwas anderes, Simpleres? Oft ist es ja das Naheliegende, das man am leichtesten übersieht. Wir haben es mit einem Hans zu tun, der in die Nähe von menschenfressenden Hexen gerät. Was könnte wohl dafür das Vorbild sein? Thomas Mann erwähnt nicht von ungefähr die Knöchlein, die den Hexen im Maule knacken. Ein Knöchlein spielt auch eine wichtige Rolle in dem Urtext zu Castorps Traumscene, dessen Held in einem kleinen vergitterten Stall gefangengehalten wird.

Da ward nun alle Tage dem Hänsel das beste Essen gekocht, daß er fett werden sollte: Grethel aber bekam nichts als die Krebschalen. Alle Tage kam die Alte und sagte: »Hänsel, streck deine Finger heraus, daß ich fühle ob du bald fett genug bist.« Hänsel streckte ihr aber immer statt des Fingers ein Knöchlein heraus: da verwunderte sie sich daß er so mager blieb, und gar nicht zunehmen wollte.

Wer hätte es gedacht: Thomas Mann ist sich nicht zu schade, ins Herz seines mit Mythologie schwer beladenen Romans ein kleines Märchenmotiv zu senken. Märchen haben etwas Robustes und Unverwüstliches an sich. Sie überleben Jahrhunderte lang, notfalls in den Wirtskörpern fremder Texte. Märchen sind uralte und bleiben dabei immer jung. Offenbar haben sie etwas, das sie unsterblich macht – ein Geheimnis, des-

sen Lösung noch niemandem gelungen ist. Was kein Grund sein soll, es nicht ein weiteres Mal zu versuchen.

Gilgamesch und Sbrek

Wir alle kennen sie und haben sie noch aus Kinderzeiten im Ohr. Wir kennen die Geschichte von Hänsel und Gretel, die am Knusperhaus knabbern, die Geschichte vom Teufel mit den drei goldenen Haaren, der nicht geweckt werden darf, von Rapunzel, die ihren langen Zopf herabläßt, von Dornröschen, das sich an der Spindel sticht, von Rotkäppchen, das der Großmutter Wein und Kuchen bringt, vom Rumpelstilzchen, das frenetisch ums Feuer tanzt, seinen wahren Namen hört und sich vor Zorn mitten entzwei reißen muß. Wir kennen die Bremer Stadtmusikanten, die sieben Geißlein und den Froschkönig, wir kennen das Aschenputtel, das zur Ballnacht erblüht, wir kennen Schneewittchen, das in den vergifteten Apfel beißt, und den Hans im Glück, der seinen Goldklumpen erst gegen ein Pferd, dann eine Kuh, ein Schwein, eine Gans und einen Wetzstein eintauscht und sich schließlich freudig auch dieser letzten Last entlädt.

Wir alle kennen die Märchen, die wir als Kinder gehört haben. Das heißt nicht, daß wir sie alle präsent und abrufbereit hätten – im Gegenteil. Man kann Wetten damit gewinnen, wenn man im Freundeskreis fragt, wie eigentlich das Märchen *Dornröschen* beginnt. Kaum einer wird sich erinnern, daß die Handlung von einem verzauberten Frosch ausgelöst wird. Kaum einer hat die Handlungsverläufe der Märchen am Schnürchen, schon darum nicht, weil sie sich alle so ähnlich sind. Das gerade ist das Eigentümliche an den Märchen, die darin den Geschichten aus der Bibel gleichen: auch wenn man sie seit langem nicht mehr gelesen hat und Schwierigkeiten hätte beim korrekten Referat, sind sie

latent wirksam und gegenwärtig. Sie schlummern jahrelang, aber können jederzeit geweckt werden.

Was Märchen eigentlich sind, weiß dabei keiner genau. Wie sind sie entstanden, und woher kommen sie? Die Herkunft der Märchen verliert sich im Frühnebel der Zeiten. Märchen-Motive finden sich schon im ältesten literarischen Dokument der Menschheit, dem babylonischen Epos um den König Gilgamesch. Es ist auf Tontafeln überliefert und soll aus dem zwölften Jahrhundert v. Chr. stammen. Heute, im einundzwanzigsten Jahrhundert, speist sich die halbe Hollywood-Industrie aus dem Motivschatz der Märchen. Welterfolge wie *Star Wars* oder *Shrek* wären ohne Märchen nicht möglich, ganz zu schweigen von *Harry Potter*, dem größten Erfolg in der Geschichte der Literatur.

Von Indien nach Paris

Auch in den drei Jahrtausenden dazwischen war das Märchen nie ausgestorben. Schon das Alte Testament, Heiliges Buch hin oder her, ist nicht frei davon. Man denke nur an das Buch Hiob. Die Geschichte der Tortur des braven Hiob fängt wie ein Märchen an und endet wie eines. Ein reicher Mann mit sieben Söhnen wird von Gott respektive Satan auf die Probe gestellt und verliert all sein Hab und Gut. Weil er nicht vom Glauben abfällt und die Prüfung besteht, bekommt er zum Schluß alles doppelt zurück – die Lösung, wie sie seit jeher zum Märchen gehört.

Aus dem sechsten Jahrhundert v. Chr. stammt die berühmte indische Märchensammlung *Panchatantra*. Tausend Jahre später wurden die »Fünf Gewebe«, was *Panchatantra* bedeutet, von einem Arzt und Schachmeister aus dem Sanskrit ins Persische übersetzt. Die Sammlung blieb wirkmächtig bis ins siebzehnte Jahrhundert, als der französi-

sche Fabeldichter Jean de La Fontaine auf einem Spaziergang durch die Pariser Quais auf ein Exemplar der *Fünf Bücher* stieß.

Wie das Beispiel zeigt, ist das Märchen ein Nomade, der durch die Dünen der Jahrhunderte streift. Und er läßt keine Kultur dabei aus. Ein und dasselbe Motiv kann sich auf einem persischen Pergament finden, in mündlicher Form in den Pyrenäen, in einer Ballade der Schottischen Highlands und einem Märchen der Karibik.

Es dauerte allerdings lange, bis es als Gattung ernst genommen wurde. Im Mittelalter waren zwar die Ritterepen beliebt, große Märchen für Erwachsene – wobei das Märchen lange Zeit Erwachsenen und nicht Kindern galt. Und auch die Shakespeare-Komödien sind voller Märchenstoffe. Aber literarisch salonfähig wurde das Märchen erst um 1700 in Frankreich. Man kann es sogar auf das Jahr genau datieren. 1697 veröffentlichte der Pariser Jurist und Kulturbeamte Charles Perrault, der das Schloß von Versailles mitgeplant hatte, die Sammlung der Zaubermärchen *Contes de fées*. Sie war der Nichte von Louis XIV gewidmet und wurde enorm einflußreich. Mit der Sammlung Perraults wurde das Märchen als literarische Gattung interessant.

Grimms Kinder- und Hausmärchen als Weltliteratur

In Deutschland dauerte es wie immer eine Spur länger – genauer gesagt, hundert Jahre. Erst mit der romantischen Bewegung, die sich auf alles Unverkünstelte, Volkstümliche und Verschollene stürzte, wuchs das Interesse für das Märchen. 1805 erschien *Des Knaben Wunderhorn* von Achim von Arnim und Clemens Brentano. Die zwei Herausgeber waren die führenden Köpfe der Romantik, bedeutende Dichter alle beide. Was sie gesammelt hatten, waren Soldatenlieder, Wanderlieder, Liebes- und Kinderlieder aus dem Mittelalter bis zum achtzehnten Jahr-

hundert. Einige davon wurden später von Gustav Mahler vertont, was alleine genügte, dem *Wunderhorn* die Unsterblichkeit zu sichern.

Allerdings waren es unverkennbar Dichter, die sich über das Volksgut gebeugt hatten. Besonders Arnim hatte den inneren Poeten nicht ausknipsen können und die Lieder vernehmlich auf den eigenen Ton gestimmt. Selbst von seinem Compagnon Brentano mußte er dafür Tadel einstecken. Der große Goethe dagegen lobte das Unternehmen. *Des Knaben Wunderhorn* gehöre in jede Küche des einfachen Volkes und auf jedes Klavier des Gelehrten.

Ob dank dieser Empfehlung oder nicht, die Sammlung wurde ein großer Erfolg. Ein so großer Erfolg, daß Brentano auf Fortsetzung sann. Wieder sollte es eine Sammlung aus dem Volksgut sein, doch diesmal nicht von Liedern, sondern von Märchen. Brentano sah sich nach einem Zuträger um; man empfahl ihm den jungen Gelehrten Jacob Grimm.

Die Empfehlung war folgenreich. Jacob und sein jüngerer Bruder Wilhelm, die unter bescheidensten Umständen in Kassel lebten, wo sie sich ein Arbeitszimmer teilten, warfen sich mit eisernem Fleiß auf die Sammlung der Volksmärchen. Zu Weihnachten im Jahr 1812 legten sie die Früchte ihrer Ernte vor. Die *Kinder- und Hausmärchen* erschienen – 475 Seiten stark, zum Preis von einem Taler und achtzehn Groschen. Der ersten Auflage war kein Erfolg beschieden. Im Lauf des nächsten Jahrzehnts folgten weitere Bände und Überarbeitungen, 1825 die populäre *Kleine Ausgabe*, illustriert vom Bruder Ludwig Emil – ein solides Familienunternehmen. Aber erst die dritte Auflage von 1838 verkaufte sich gut. Heute sind die Kinder- und Hausmärchen der Brüder Grimm die erfolgreichste Märchensammlung der Welt.

Lange Zeit glaubte man, die Brüder hätten sie dem Volksmund abgelauscht. Der Volksmund bestand freilich aus wohlgebildeten Töchtern, die auf dem Nachttisch ihren Perrault liegen hatten. Die Haupt-

quelle der Grimms war eine Dorothea Viehmann aus hugenottischer Familie, die mit französischem Märchengut aufgewachsen war.

Und die Brüder ließen kaum einen Satz, wie Gott oder das Volk ihn schuf. Sie feilten und schliffen und sangen das Älteste neu. Was ihnen aus der Feder floß, war nicht Volkskunde, sondern Literatur. Inzwischen können die Kenner sogar den Märchenton Jacobs von dem Ton Wilhelms unterscheiden. Selbst in der Stoffwahl soll sich der unterschiedliche Charakter der Brüder gezeigt haben; der eine wählte die deutlich melancholischeren. Seitdem man weiß, durch wie viele Filter das angebliche Volksgut gedrunken ist, bevor es sich in ihrer Sammlung niederschlug, ist der Respekt vor den Grimms noch gestiegen – zumindest auf seiten der Schriftsteller. Wenn man die Sache auf die Spitze stellen wollte, könnte man sagen, die Brüder Grimm seien die größten Dichter der deutschen Romantik: die einzigen, neben E. T. A. Hoffmann vielleicht, denen Weltliteratur gelang.

Das ändert nur alles an einem nichts. Auch wenn die Grimms die Märchen neu geformt haben – erfunden wurden sie von ihnen nicht. Es gibt solche erfundenen Märchen, man nennt sie Kunstmärchen, aber die Grimmschen zählen eindeutig nicht dazu.

Der fremde Blick

Wer hat sie aber dann erfunden? Das ist nur eine der Fragen aus dem Fragenwald, in den jeder Leser von Märchen tritt. Man glaube nicht, der Axtschlag der Forschung habe diesen Wald längst niedergelegt. Es ist immer noch ein Wald, wenn auch mit einigen Lichtungen und Hexenringen. Gerade über die großen Fragen herrscht erstaunlich wenig Einigkeit. Sind Märchen Einzelschöpfungen, die durch Ausstreuung herumkommen? Oder sprießen sie zu bestimmten Kulturzeiten gleich-

sam wie Pilze von allein? Sie sind ja in aller Welt verbreitet und es gibt keine Kultur ohne sie. Der Amazonas-Stamm, der keine hätte, wurde noch nicht entdeckt. Und auch im Iglu werden abends Märchen erzählt.

Aber wie wurden sie überliefert, und von wem – eher von Männern oder von Frauen? Das ist bis heute umstritten. Es ist umstritten, ob sie jünger oder älter als die Mythen sind, mit denen sie verschwistert scheinen. Und vor allem ist unklar, was es mit ihrer Bedeutung auf sich hat, von der Wilhelm Grimm sagte, sie sei längst verloren, werde aber noch empfunden.

Immerhin gut, wenn man sie noch empfindet. Denn die Bedeutung in klaren Worten anzugeben fällt oft schwer. Die Geschichten von Dornröschen und der Spindel, von Rapunzel im Turm, von Rotkäppchen und dem Wolf, von Hänsel und Gretel im Hexenhaus – was wollen sie uns eigentlich erzählen? Wenn man nicht wüßte, daß es sich um eine eigene Gattung mit ihren Besonderheiten handelt, müßte man sich fragen: Was sollen diese Meteoriten in der Landschaft der Literatur? Märchen haben einen uralten Kern. Dieser Kern ist fremd, zuweilen bizarr. Diese Fremdheit wollen wir einmal nicht mildern. Stellen wir uns vor, wir hätten uns nicht an die Märchen-Eigenheiten gewöhnt. Betrachten wir die Märchen, mit denen wir alle groß geworden sind, wieder mit dem fremden Blick: Vielleicht kommen wir dem Geheimnis, warum sie so unverwüßlich sind, doch auf die Spur.

Leseprobe aus:

Michael Maar
Hexengewisper
Warum Märchen unsterblich sind

80 Seiten · Halbleinen · fadengeheftet · 164 x 228 mm

© 2012 Berenberg Verlag, Ludwigkirchstraße 10 a, 10719 Berlin

Konzeption | Gestaltung: Groothuis, Lohfert, Consorten | glcons.de

Satz | Herstellung: Büro für Gedrucktes, Beate Mössner

Reproduktion: Frische Grafik, Hamburg

Druck und Bindung: CPI – Clausen & Bosse, Leck

Printed in Germany

ISBN 978-3-937834-53-5



BERENBERG